

General-Anzeiger

Bergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Eibfeld

Bergisch-Märkische
Zeitung

Nr. 245 — 56. Jahrgang

Montag 19. Oktober 1942

Einzelpreis 15 Pfg.

Angriff im Westkasus schreitet fort

Wichtiger Berg im Steilanstieg erstürmt / Das gewonnene Gebiet in Stalingrad gesäubert

Der Führerhauptquartier, 19. Oktober. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im West-Kasus schreitet der Angriff fort. Infanterie erklimmt neue Höhen und nahm im Steilanstieg einen mit sechs Bunkern stark besetzten Berg. Die weitere Kampfführung wird in der nächsten Zeit fortgesetzt.

In Stalingrad wurde das in den letzten Kämpfen gewonnene Stadt- und Industriegelände von Sprengkräften gesäubert. Die Luftwaffe griff Ziele in und um Stalingrad sowie Transportbewegungen und Bahnanlagen der Sowjets östlich der Wolga an. Elf Transportzüge, darunter zwei Lokzüge, wurden vernichtet.

Im mittleren Abschnitt bekämpften Kampf- und Sturmkommandos abermals feindliche Bahnbewegungen mit sichtbarem Erfolg. Ein großer Versorgungslager der Sowjets wurde im zusammengefassten Luftangriff schwer getroffen.

Malta wurde durch deutsche und italienische Kampfflugzeuge bei Tag und Nacht angegriffen.

Birrwarr hinter der feindlichen Front

Berlin, 19. Oktober. Von der Luftwaffe her vorgetragen, nahmen nach Mitteilung des Oberkommandos der Wehrmacht deutsche und sowjetische Truppen im Nordwestteil des Kaukasus wieder mehrere Bergstellungen. Beim Vordringen des Widerstandes in hart umkämpften Bunkern hatten die Sowjets durch Flammenwerfer starke Verluste. Der Feind hatte in diesem Abschnitt offensichtlich nicht mit dem deutschen Angriff gerechnet, denn viele der genommenen Bunker waren bereits für den Winter mit Betten, Beleuchtung, Schreibzeug und Decken wohlhin ausgestattet. Jetzt aber müssen die Sowjets den Kampf für sich selbst aufgeben. Vergeblich werden sie jede erdenkliche Kampfform an, um unsere Infanteristen und Jäger aufzuhalten. Neuerdings versuchen sie, ganze Wälder in Brand zu setzen, um im Schutz der Rauchschwaden zu Gegenangriffen antreten zu können. Aber auch dieser Taktik zeigen sich unsere Infanteristen gewachsen. Nach blutigem Kampf warfen sie die feindlichen Stoßkolonnen zurück.

In den schmalen Schluchten seitlich der vielgewundenen Bahnstrecke nach Tuapse und auf der Straße selbst sammelten sich ausweichende Truppen und Fahrzeugkolonnen des Feindes. Hier wurden sie von unseren Jägerflugzeugen aufgefressen. In Tiefangriffen setzten sie durch Bombentreffer und Beschuss mit Bordwaffen zahlreiche Fahrzeuge in Brand. Durch die Trümmer wurden die wenigen noch nutzbaren Verbindungsstraßen verstopft. In die Aufstellungen von Fahrzeugen und Kolonnen schlugen die Bomben der Sturmkommandos.

Dieser ganze Birrwarr auf den Wegen hinter der feindlichen Front erlaubte es der sowjetischen Führung nicht, ihre Gegenstöße zu verstärken. Mit frisch herangeführten Kräften, die zum Teil bereits von anderen Frontabschnitten abgezogen werden mußten, versuchten sie daher, nördlich von Tuapse liegende Verteidigungsstellungen aufzubauen, gegen die sich unsere Truppen weiter durchkämpften.

Der deutsche Vormarsch gleicht den Bewegungen von Raupen. Erst sammelt sich Kolonne um Kolonne vor Sperrpunkten und Bergstellungen, dann stoßen die Angriffskräfte vor und schließlich schließen die Reserven und Tröge wieder zu der vor dem nächsten Hindernis verhaltenen Spitze auf, um dann das Spiel von neuem zu beginnen. Die einzelnen Kampfgruppen bewegen sich je nach Auftrag und Gelände in verschiedenen Stoßrichtungen und gewannen auch am 18. Oktober nach Süden weiter Raum.

In 20 Minuten 21 Panzer vernichtet

Berlin, 17. Oktober. Der Führer verließ auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschall Göring, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Gemünden, Geschwaderführer in einem Flugregiment.

Hauptmann Otto Gemünden, am 30. 5. 1914 in Oberingelheim geboren, zeichnete sich bei der Abwehr härtester feindlicher Panzerangriffe gegen die Kesselstellung nördlich Stalingrad am 30. September 1942 durch hervorragende Tapferkeit aus. Durch geschicktes taktisches Verhalten und unter voller Ausnutzung der Feuerkraft seines Geschwaders vernichtete er mit 35 Schuß innerhalb von nur 20 Minuten 21 feindliche Panzer, davon zehn schwere amerikanische Panzer.

Ritterkreuz für besonders erfolgreichen Nachtjäger

Berlin, 19. Oktober. Der Führer verlieh auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschall Göring, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Prinz zu

Sahn-Wittgenstein, Staffelführer in einem Nachtjägergeschwader.

Hauptmann Heinrich Prinz zu Sahn-Wittgenstein, am 14. August 1916 geboren, ein bereits im Kampf gegen Frankreich, England und die Sowjetunion auf 150 Feindflügen als Beobachter und

Flugzeugführer bewährter Kampfflieger, kam im Herbst 1941 zur Nachtjagd und erzielte in rund vier Monaten eine einzige dastehende Leistung: In 49 Nachtflügen 22 Nachtjagdbeschüsse, darunter neun viertelstündige Bomben, von denen er drei in einer einzigen Nacht innerhalb 39 Minuten abschoss.

Englische Zerstörer für die USA

BS. Berlin, 19. Oktober. Aus einer Reutersmeldung geht hervor, daß England den Vereinigten Staaten „weitere Einheiten der Marine“ zum Schutz der Schifffahrt in den Gewässern längs der amerikanischen Küste leihweise zur Verfügung gestellt hat. Es müssen also schon zu früherer Zeit englische Zerstörer und Korvetten nach Amerika abgegangen sein. Damit wird verständlich, warum sich kürzlich englische Zeitungen wegen der amerikanischen Behauptung aufregten, daß eigentlich die Amerikaner die Hauptlast des Krieges trügen. Die Engländer bemerkten dazu, daß sie im Endergebnis sehr viel mehr als die Amerikaner geleistet hätten. Sie unterließen es nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß unmittelbar nach Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg sehr viele englische Zerstörer und auch englische Flugabwehrgeschütze mit Bedienungsmannschaften zum Schutz der amerikanischen Küste bereitgestellt worden sind. Die Amerikaner haben nun auch Kriegsschiffe erhalten. Damit ist ein Zerstörergeschäft im umgekehrten Sinne zustande gekommen. Nur haben sich die Amerikaner nicht bereit erklärt, die Stützpunkte auf den englischen Inseln vor der amerikanischen Küste wieder herauszurufen, die sie sich als Entgelt für fünfzig alte Zerstörer anshändigen ließen. Dagegen beweist dieses umgekehrte Zerstörer-Geschäft, daß die Amerikaner doch in aller Verlegenheit sind, was ja freilich angesichts der sehr großen Anzahl von Marineeinheiten, die sie eingebüßt haben, kein Wunder ist. Sie haben die Engländer zu Hilfe rufen müssen, obwohl diese selbst schwer unter dem Mangel an Schutz- und Begleitschiffen leiden.

23 000 Schiffe repariert

BS. Berlin, 19. Oktober. Der Londoner Mitarbeiter einer portugiesischen Wirtschaftszeitung berichtet, daß die Hälfte aller britischen Reparaturarbeiten ausschließlich mit Reparaturen beschäftigt wären. Seit Ausbruch des Krieges seien 23 000 Schiffe repariert worden. Jedes Schiff sei also öfter als einmal auf einer Reparaturwerkstatt gewesen.

Aus dieser Angabe kann man den Schluß ziehen, daß die Angaben über die Neubautätigkeit auf recht unsicheren Füßen stehen. Das gilt nicht nur für England, das gilt auch für die Vereinigten Staaten. Denn die nordamerikanischen Zerstörer haben schon vor dem Eintritt Amerikas in den Krieg ungezählte englische Schiffe repariert. Der Verdacht liegt nahe, daß unsere Gegner in ihren Neubaurisparissen auch reparierte Schiffe hinein schmuggeln und auf diese Weise zu Ziffern kommen, die verhältnismäßig hoch liegen, obwohl sie immer noch hinter den Verlusten weit zurückbleiben.

Verlustreiche Terror-Angriffe

Ein Frage- und Antwortspiel im Unterhaus

Die steigenden Verluste, die die englische Luftwaffe bei ihren Terrorflügen nach Deutschland erleidet, haben, wie der Deutsche Beobachter aus Bern berichtet, im englischen Unterhaus zu der Frage geführt, ob auf Grund der jetzt vorliegenden Erfahrungen eine Veränderung der Luftstrategie ins Auge gefaßt sei oder

überlegt werde. Der Fragesteller ging dabei von der Ansicht aus, daß die Häufigkeit solcher Einsätze, die angesichts der Stärke der von deutscher Seite aufgebotenen Abwehr zu betrüblichen Einbußen führe, vielleicht aufgegeben werden müsse, und schlug vor, ob nicht an Stelle von häufigen Flügen kleinerer Verbände dafür konzentrierte Massenangriffe mit einer großen Anzahl von Bombern, auch wenn sie nur in erheblich größeren Zeitabständen durchgeführt werden könnten, im Rahmen der Verlustrechnung den Vorzug verdienten.

Der Unterstaatssekretär im englischen Luftfahrtministerium, Duffour, bestätigte die von dem Fragesteller vorgebrachten Unterlagen und sagte im Namen der Regierung zu, daß die Vorschläge „in Erwägung gezogen“ würden. Offensichtlich handelt es sich bei der ganzen Angelegenheit um eines der beliebten Frage- und Antwortspiele, die zwischen den betreffenden Abgeordneten und den Ministern verhandelt werden, um eine Angelegenheit in die Öffentlichkeit zu bringen, die Entschärfung hervorzuheben muß und deren Aufnahme daher nicht ohne weiteres vorauszusetzen ist.

Bevin ist wütend

Er schimpft auf die englischen Kommunisten

BS. Stockholm, 19. Oktober. (Eig. Bericht.) Die kommunistische Partei Englands hat während des Wochenendes in aller Eile im ganzen Lande Versammlungen abhalten lassen, die im Zeichen eines entsetzten Protestes gegen die letzte Rede des Arbeitsministers Bevin stehen. Bevin hatte nämlich, wie erst jetzt bekannt wird, am Freitag in einer Rede vor Gewerkschaftsvertretern eine scharfe Anklage gegen die englischen Kommunisten gerichtet. Dem Sinne nach bezeichnete er die Kommunisten Englands als Landesverräter. Besonders wütend äußerte er sich über die Kommunisten, die sich in der Verbetrummel für die berühmte zweite Front rührten, was Bevin wohl als Verbrechen gegen die Richtlinien der Downingstrasse ansah, die ja die Welt glauben machen will, daß die „große Offensive“ nun bald kommen werde und daß an den bereits beschlossenen Plänen nichts mehr geändert werden könne.

Bevin sagte u. a.: „Vor Eintritt der Sowjetunion in den Krieg haben die Kommunisten sich alle erdenkliche Mühe gegeben, unsere Kriegsanstrengungen in jeder Weise zu sabotieren. Damals erklärten sie, daß unser Krieg ein imperialistischer Krieg sei. Bis zu meinem Tode werde ich ihnen nicht verzeihen, was sie damals taten, als England das Wasser bis zum Hals stand.“

Diese erregten Worte Bevin's dürften sich nicht nur gegen die englischen Kommunisten richten haben, sondern ebenso sehr gegen Moskau und Herrn Stalin, dessen Wählbarkeit in England der Regierung offensichtlich von Tag zu Tag unangenehmer wird.

Freiheits Danemark geht wieder an die Ostfront. Nach Ablauf des vierwöchigen Heimurlaubes, der von Reichsführer Hitler in Anerkennung des Einsatzes in den Kämpfen an der Ostfront gewährt worden war, hat das Freikorps Danemark die Rückreise an die Ostfront angetreten.

Wieder ein deutsches Sanitätsflugzeug beschossen

Englische Mißachtung des Genfer Roten Kreuzes

Berlin, 18. Oktober. Wieder einmal hat ein deutsches Sanitätsflugzeug ein deutsches Sanitätsflugzeug, das mit Verwundeten besetzt war, in rücksichtsloser und grausamer Weise beschossen und einen Teil der verwundeten Insassen durch einen völkerrechtswidrigen Angriff getötet.

Das deutsche Sanitätsflugzeug, das in Nordafrika stationiert war, hatte den Auftrag, 16 meist schwerverwundete, darunter auch einen bei El Mamein abgeschossenen nordamerikanischen Piloten, nach Europa in ein Lazarett zu bringen. Ungefähr 100 Kilometer von der afrikanischen Küste entfernt wurde das Flugzeug mit dem Zeichen des Genfer Roten Kreuzes ausgereicht. Mehrere Granaten durchschlugen die Kabine, verletzten einen Teil der Insassen und entzündeten einen Brand, den aber die leichter Verwundeten mit ihren Betten löschen konnten. Durch geschicktes Manövrieren gelang es dem Piloten, das Sanitätsflugzeug wieder auf Gegenkurs zu bringen. Während die

Sanitäts- und SOS-Hilfskräfte über den Vorfalle, rief der britische Zerstörer noch zwei britische Flugzeuge, einen Zerstörer und einen Jäger, herbei, die nun hintereinander die verlorene Maschine unter Feuer nahmen. Das Rote Kreuz an der Außenwand traf bei diesem völkerrechtswidrigen Angriff eine Garbe der Leuchtpummunition und verletzte einen erst vor einer Stunde amputierten Soldaten tödlich. Auch ein nordamerikanischer Fliegeroberleutnant wurde durch diesen Angriff ernst verwundet. Erst als der Strand der nordafrikanischen Küste in Sicht kam, ließen die Briten von dem Sanitätsflugzeug ab. Dem deutschen Piloten gelang es, seine Maschine ohne Bruch auf den Strand zu setzen. Als der amerikanische Pilot ausgeladen wurde, erklärte er zu dieser Begegnung mit seinen Verbündeten wörtlich: „Wenn ich eine Waffe gehabt hätte, hätte ich sie niedergeschossen.“

Auch dieser Fall reißt sich „würdig“ an die Grausamkeiten an, von denen die am Freitag vom Oberkommando der Wehrmacht veröffentlichten Dokumente ein breites Zeugnis ablegen.

Geld und Männer...

Roosevelts Kriegsanstrengungen

Von unserer Berliner Schriftleitung

Die Zeiten sind lange vorüber, da Roosevelt, um Präsident zu werden, den amerikanischen Bevölkerung versprach, den Frieden zu bewahren und der Kriegsfahrt aus dem Wege zu gehen. Das waren Wahlversprechungen. Auch das Roosevelt versprach, keine amerikanischen Truppen außerhalb der westlichen Hemisphäre einzusetzen, ist offenbar schon vergessen, ebenso, wie das bitterböse und übelgenommene Wort jenes Roosevelt-Geigners längst verhallt ist, daß er einmal die Zähne Amerikas „unterpflegen“ werde. Die Vereinigten Staaten sind nun im Krieg und entwickeln in der Aufstellung einer Armee wie in der Förderung des Nüchternpotentials einen Eifer, der seinen Rückblick mehr erlaubt. Das Kriegsgeld rollt nun und niemand kann es mehr aufhalten.

Zum Wochenende befaßten sich jetzt das Repräsentantenhaus und der Senat gleich mit zwei einschneidenden Kriegsmassnahmen, einer für die Vereinigten Staaten ungewöhnlichen Steuerhöhung und der Einberufung der jungen Männer unter zwanzig Jahren. Die größte Steuererhöhung in der Geschichte der USA, wie der neue Gesetzentwurf in amerikanischen Medien genannt wird, hat am Sonntag den Ausschüssen des Repräsentantenhauses vorgelegen und wird im Laufe dieser Woche dem Kongress unterbreitet werden. Sie sieht eine Erhöhung der Einkommensteuer, außerdem eine fünfprozentige „Einkommensteuer“ für Gehälter über 624 Dollar jährlich, praktisch also für alle Amerikaner, die Vermögen ausgenommen, vor. Befreiungen von der Einkommensteuer kommen in Form von Ermäßigungen, etwa wegen verarmter, berechtigter Angehöriger, sind wesentlich eingeschränkt worden.

Das Gesetz über die Einberufung der achtzehn- und neunzehnjährigen, die sich im Lauf des Sommers in die Rekrutierungslisten eintragen mußten, hat gleichzeitig dem Repräsentantenhaus vorgelegen, das es vier Stunden lang debattierte und dann mit 345 gegen 16 Stimmen annahm. Es wird nun im Laufe dieser Woche dem Senat vorgelegt und vermutlich kurz darauf durch den Präsidenten verabschiedet werden. Gegen die Vorlage stimmten vier Republikaner und zwölf Demokraten. Das Gesetz sieht vor, daß die achtzehn- und neunzehnjährigen Schulpflichtigen und Studenten das jetzige Schuljahr zwar noch abschließen dürfen; von Juli 1943 an sind Rückstellungen aus diesem Grunde aber verboten. Das Repräsentantenhaus hatte sich bemüht, eine zwölfwöchige Auszubildung der jungen Leute zur Wehrmacht zu machen, was aber General Marshall, der Generalstabschef der Armee, ablehnte. Nach seiner Auffassung ist eine Auszubildungszeit von dreizehn Wochen genügend. Durch das Gesetz wird etwa eine Million junger Amerikaner betroffen. Sobald die Einberufung der Jugendlichen abgeschlossen ist, womit man zu Anfang des neuen Jahres rechnet, wird die Einberufung der älteren Jahrgänge wieder aufgenommen werden. F. V.

Roosevelts neuester Raubzug

USA-Truppen besetzen die Republik Liberia

Vigo, 19. Oktober. Nach Meldungen aus New York und Monrovia hat Roosevelt unter dem Deckmantel der angeblichen nordamerikanischen Kriegsbedürfnisse seine Raubpolitik jetzt auf die Republik Liberia ausgedehnt. Er hat ein Expeditionskorps nach Liberia geschickt, das zur Zeit Stellungen in diesem an der Westküste Afrikas gelegenen Freistaat bezieht.

Ein Sonderbotschafter Roosevelts ist vor kurzem in Monrovia, der Hauptstadt der Republik Liberia, an der Westküste Afrikas, angekommen, hat dort mit dem Präsidenten des Landes, Barclay, verhandelt und ist dann wieder abgereist. Kurz nach seiner Abreise wurde eine amtliche Verlautbarung veröffentlicht, in der mitgeteilt wurde, daß USA-Truppen in Liberia eingetroffen seien. Eine Begründung für die „Notwendigkeit“ dieser Maßnahme erfolgte nicht. Gleichzeitig wurde mitgeteilt, daß auch britische Luftstreitkräfte nach Monrovia verlegt wurden, was damit „begründet“ wurde, daß feindliche U-Boote 500 bis 600 Seemeilen vor der Küste von Liberia beobachtet worden seien.

Damit ist offensichtlich ein seit langem gehegter Traum der USA-Imperialisten Wirklichkeit geworden. Bereits seit langem steht die Republik Liberia in wirtschaftlicher Abhängigkeit von den USA. Seit rund zehn Jahren wurden die Finanz- und Wirtschaftsgeschäfte der Republik Liberia von einem USA-„Berater“ der Regierung in Monrovia geleitet.

Nun ist auch die militärische Besetzung des Landes erfolgt. Die Auswirkungen dieser Maßnahmen sind klar. Bereits im vorigen Weltkriege war übrigens die Republik Liberia von den Alliierten gezwungen worden, Deutschland den Krieg zu erklären, und zwar im Jahre 1917. Das einzige fühlbare Ergebnis dieses Schrittes für Deutschland war, daß ein deutsches U-Boot die gesamte „Kriegsflotte“ der Republik besaß, die aus einem bewaffneten Dampfer bestand, versenkte.

Landwirte in der Kampffront

Ernte und Saat im Kaukasus — Kosaken jagen Banden

KA. Vor wenigen Tagen fuhr ich aus der Feuerstellung meiner Batterie zurück, um einige Kilometer hinter der Front den Trübsal zu suchen. Das ist nicht immer ganz einfach. Maschinenpistolen, Gewehre und Handgranaten müssen bereit liegen gegen die hier und da auftauchenden Bandengruppen. Die vorwärtstreibende Truppe kann sich nicht mit jedem einzelnen Hausen aufhalten, das bleibt Säuberungskommandos überlassen, das erledigen hier und da Abteilungen, die sich auf dem Marsch zu einem Frontabschnitt befinden, und das erledigen ferner — die Einwohner selbst. Don- und Kubankosaken, ukrainische und kaukasische Freiwillige haben sich dieser Aufgabe angenommen. Ich verweise nie das phantastische Bild, das sich mir zwischen Kuban und Kaukasus vor wenigen Wochen bot: über einen Feldweg zwischen hohen, dichten Sonnenblumenfeldern galoppierte in voller Karriere eine Schwadron deutscher Soldaten, die selbstbewusst mit russischen Waffen ausgerüstet waren. Links an der Spitze baumelte ein langer Krummsäbel, quer über der Brust hing die Maschinenpistole, und statt des deutschen Stahlhelms trugen einige Helme hohe Varesenmützen. Die Pferde — ja, das waren nicht unsere schönen, großen deutschen Kavalleriegäule, es waren kleine, wendige, unerbötlich schnelle Panjeppferde, Kosakenpferde, wie man sie zu Hause vom Film kennt. Ich winkte, und der Gefreite an der Spitze dieser heranbrausenden Kavalkade ritz seinen Säbel hoch, und da stand die Schwadron.

Staubmassen hüllten Reiter und Pferde ein, der Gefreite ritt zu meinem Wagen heran, statt einer Meldung antwortete er: „Ja, nicht panjeppferde“, auf deutsch: Ich verstehe nicht. Bevor ich mein Wörterbuch aus dem Brotbeutel herausnehmen konnte, kam ein Unteroffizier heran, der ebenfalls Ukrainer war, aber recht gut Deutsch sprach und berichtete, daß er und seine Kameraden Kosaken wären vom Don und vom Kuban, und daß sie selbst mit Begeisterung für Adolf Hitler kämpften und mithelfen wollten, ihr Land von den sowjetischen Truppen zu befreien. „Koschoje drüben...“ deutscher Offizier ganz allein... Sowjetz wollen alles anzünden... gestern wir tausend erledigt... hellen deutsche Offizier... wir jetzt drüben Wald sauber machen...“ Ich dankte, grüßte. Ein blinder Säbel wirbelte über dem Kopf des Führers im funkelnden Sonnenlicht, und ein paar Sekunden später stob der Säbel davon, jagte quer über das Feld zum Wald, teilte sich dort blitzschnell und war einen Augenblick später verschwunden.

Von Oberschlesien zum Kaukasus

Ich fuhr hinüber in die Koschoje und traf dort unmittelbar hinter der kämpfenden Front

einen Offizier mit den Abzeichen des Sonderführers und dem schwarz-weiß-roten Band des Eisernen Kreuzes am Bassenrock als landwirtschaftlichen Führer und Berater der Koschoje-Bauern. Allein mit einem ukrainischen Dolmetscher bewirtschaftete er ein Gebiet von der Größe einer halben Provinz. Seit Beginn des Feldzuges war er eingesetzt und stets mit der kämpfenden Truppe mitmarschiert. Er führte zunächst die Versorgung der riesigen deutschen Truppenmassen in seinem Gebiet durch und organisierte sofort sämtliche notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten. Vor dem Krieg war er landwirtschaftlicher Inspektor auf einem oberösterreichischen Gut. Ein vorläufiger Mann, der nicht gern von seinen Erfolgen sprach, dem aber doch der Stolz über die von ihm und seinen Kameraden geleistete Arbeit anzumerken war. Er wußte, daß vom Erfolg dieses Einsatzes hinter der Front die reibungslose Versorgung mit Lebensmitteln für die Millionen Frontsoldaten, für die Millionen von Einwohnern und für die künftige Verbesserung der Ernährungswirtschaft in der Heimat abhängt.

Deutsche Organisation setzt sich durch

„Es war im Anfang sehr schwer“, berichtete der Landwirtschaftsführer, „nicht die eigentliche Führung der Landarbeit war schwierig, sondern zunächst die Verständigung mit der angestrebten, zurückhaltenden Landbevölkerung. Es gelang uns aber doch in kurzer Zeit, uns durchzusetzen. Immer mehr kamen, die ihre deutschen Sprachkenntnisse anboten und als Dolmetscher eingesetzt wurden. Die vorerwähnten Nahrungsmittelmengen mußten genau erfaßt und sorgfältig aufgeteilt werden. Genügend Saatgut mußte besorgt, Getreide und Kartoffeln und Getreide durften nicht wahllos an Truppen ausgegeben werden, sondern wurden nach einem genauen Plan für die gegenwärtige und künftige Versorgung der Truppe, für die einheimische Bevölkerung und für die kommende Aussaat aufgeteilt. So brauchte auch im vergangenen Winter niemand Not zu leiden. Wir Landwirtschaftsführer mußten in Panjeppferden oder Schlitten Hunderte von Kilometern zurücklegen, um alle Koschojen aufzusuchen, die Bauern anzuführen und die Transporte reibungslos durchzuführen zu können. Aber es klappte — und in diesem Sommer, als die Front in so rasendem Tempo vorwärtsging, bin ich ebenfalls weitergezogen und bin nun hier am Rande des Kaukasus eingesetzt und habe hier in dieser Koschoje mein „Hauptquartier“ aufgeschlagen.“

Wie ich mit den Bauern auskomme? Die Arbeitswilligkeit, die Arbeitsfreudigkeit der Bauern unter der deutschen Führung ist über jedes Lob erhaben. Die meiste Arbeit wird zur

Zeit noch von den Frauen geleistet, junge Burken fahren die Traktoren, lenken die Zugmaschinen, stehen auch an den Dreschmaschinen und führen die Pferdegespanne; aber die Hauptarbeit wird von den Bauernfrauen geleistet, die sehr häufig darauf warten, daß ihre Männer wiederkommen, die irgendwo in der sowjetischen Armee gezwungenen Militärdienst ableisten müssen.

„Die Banden? Ach — er machte eine wegwerfende Handbewegung — das erledigen wir meistens allein. Meine Leute haben manche selbst gefangen genommen und wenn sie frech wurden, aufgehängt. Sie melden mir stets das Auftreten solcher Banden, und dann helfen die Koschoje-Abteilungen sie erledigen, ohne daß deutsche Feldjägerformationen eingreifen müssen. Bisher — das kann ich jedenfalls feststellen — haben die Banden uns noch nicht ein einziges Mal irgendwie empfindlich gestört. Die zuverlässigen Bauern haben ein paar Waffen, Gewehre und Maschinenpistolen bekommen, und sie können mindestens ebenso gut schießen wie die bolschewistischen Banden oder die versprengten sowjetischen Truppenreste, die lieber heute als morgen die Waffen wegwerfen und nach Hause zurückkehren möchten.“

Sonnenblumenöl — das Beste der Welt

Der Landwirtschaftsführer blickte auf seine Uhr. — „Aber ich muß Ihnen noch schnell etwas zeigen, kommen Sie mit in den großen Lager-schuppen drüben.“ Wir gingen zwischen schnatzen Gänseherden hindurch. Ein großes Tor wurde geöffnet, und man sah eine unübersichtliche Menge von großen Korbfässen. „Wissen Sie, was in jeder dieser 25-Liter-Fässchen ist? Sonnenblumenöl! Das feinste und beste Öl, das es überhaupt gibt. Das ist für die Heimat bestimmt. Unsere Frauen können sich schon jetzt darauf freuen. Dieses Öl ist nur ein einziges von einer riesigen Zahl von Lagerprodukten, die sich in meinem Gebiet befinden. Und die jetzige Sonnenblumenölernte ist hervorragend — ich glaube, daß die Fettversorgung zu Hause durch unser Sonnenblumenöl beträchtlich verbessert werden wird. Mit diesem Öl können Sie alles machen: kochen, braten, baden, Salate zubereiten, es ist viel, viel besser als irgendein anderes Öl, sogar als Butter oder andere Fette. Ihre Truppe ist doch gut versorgt, oder?“ Ich nickte lachend, denn, weiß Gott, unsere Feldküchen sind in Ordnung, und es gibt bei uns wirklich keinen Mangel.“

Ich fuhr weiter. Der Wagen bahnte sich langsam seinen Weg zwischen Herden von tausenden Stück Schafen und Kühen hindurch. Schweine grunzten, und rechts und links am Weg aber standen die mächtigen Getreidehäcker, und überall leuchteten die bunten Kopfbedeckungen der Frauen, die singend und lachend ihre schwere Arbeit taten.

Kriegsberichterstatter Hans Theodor Wagner

Übertragung der Münchener Großkundgebung über alle deutschen Sender

Berlin, 18. Oktober. Der Deutsche Rundfunk überträgt am Montag, 19. Oktober, 19 Uhr, die Münchener Großkundgebung der NSDAP, auf dem Odeonplatz mit den Reden von Reichsminister Dr. Goebbels und Gauleiter Gieseler über alle deutschen Sender.

ten, wir aber befähigen dazu nicht die Nerven. Kein Deutscher denkt so etwas. Unser Volk wird mit diesen Luftangriffen fertig werden. Und im übrigen bin ich der Meinung, wenn wir den Engländern den Gefallen täten, daß wir zu kapitulieren, so würden unsere Kinder, die heute fünf und zehn Jahre zählen, in 15 Jahren mit Verachtung auf uns sehen, und zwar mit Recht, denn wenn das deutsche Volk einmal 30 Jahre den grauenvollen Krieg der Geschichte durchlief, und damit die Einwohnerzahl Deutschlands auf einen Bruchteil heruntersank, einen Krieg um die Frage Protestantismus oder Katholizismus, so werden wir auch heute die Kraft besitzen, einen ungleich viel kürzeren Krieg durchzuführen, der um unser tägliches Brot geführt wird.

Es gibt Leute, die fragen, warum wir keine Vercelungsangriffe unternehmen. Demen kann man nur antworten: Weil ein Großteil unserer Bomber bei Stalingrad und im Kaukasus vorläufig noch dringender gebraucht werden! Es ist heute wichtiger, den Angriff im Kaukasus fortzusetzen, die Wolga zu sperren und in Ägypten zu kämpfen, als den Engländern den Gefallen zu tun, unsere Kräfte zu zerplittern. Nur der wird den Krieg gewinnen, der es versteht, seine Kräfte auf die Schwerpunkte des Kampfes zu konzentrieren.

Wenn vor allem die Städte des Westens und des Nordwestens harte Schläge entgegennehmen, so habe ich mich selbst bei einigen Reden davon überzeugen können, daß sie diesen Schlägen moralisch gewachsen sind. Als ich das letzte Mal im Rheinland war, war ich in tiefster Seele bewegt von der geradezu unvorstellbaren moralischen Haltung unseres Volkes. Der Führer hat einer deutschen Stadt mehr als einmal angeboten, ihre Frauen und Kinder zu evakuieren. Die Stadt hat das mit Stolz abgelehnt. (Stürmischer Beifall.) Ich glaube, wenn eine solche Stadt die Härte aufbringt, viele Luftangriffe über sich ergehen zu lassen, so werden andere Städte auch mit wenigen Luftangriffen fertig werden. (Die Menge bejaht die Worte des Ministers mit stürmischen Beifallskundgebungen.) Nicht umsonst trägt München den Ehrennamen einer Hauptstadt der Bewegung und ist von dieser Stadt der Nationalsozialismus ausgegangen. Daß einer einmal über Tagesfragen und Schwierigkeiten sich abschimpft, das nimmt niemand übel. Ich habe kürzlich schon gesagt: Schimpfen ist der Stuhlgang der Seele. (Stürmische Heiterkeit geht über den Platz.)

Wir wollen uns dadurch nicht beirren lassen. Unsere ganze Situation hat sich grundlegend geändert. Sie ist mit der vierten Kriegswinter 1917/18 gar nicht zu vergleichen. Damals standen wir vor einem Kohlrubenwinter. Heute sind wir in der allseitigen Lage, unsere Lebensmittel-Rationen zu erhöhen. Unsere Ernährungslage wird langsam besser werden. Die ungeheuren Räume des Ostens auszunutzen und für unsere Kriegführung nutzbar zu machen, ist nur ein Problem der Zeit und der Geduld. Das alles sind Fragen der Organisation. Wenn die Engländer glauben, daß wir zur Offensive nicht mehr fähig wären, so werden wir uns zu gegebener Zeit wieder sprechen und sprechen uns jetzt immer noch. Nicht wir haben den Krieg begonnen, er ist uns in ruckloser Weise aufgezwungen worden, und da er uns aufgezwungen worden ist, wollen wir auch auf einmal alle Probleme erledigen und lösen, die solange auf unserem Volksleben gelegen haben.

Aus den Gaben des Ostens sind mittlerweile schon Bekannte geworden, und die Bekannten werden immer weiter zu Gabenreichen werden! (Starker Beifall unterbricht die Worte des Ministers.) Wir können also mit dem bisherigen Verlauf des Krieges außerordentlich zufrieden sein. Wir beherrschen heute unter der Achsenführung ein Europa, das sich selbst genügt. Wir können uns selbst ernähren und unseren Lebensstandard mehr und mehr entwickeln.

Wenn ich alle diese Probleme an dieser nicht nur historischen, sondern auch aktuellen Stelle des Nationalsozialismus erörtere, so ist meine Seele dabei auf das tiefste bewegt. Ich stehe nur wenige Schritte entfernt von der Stelle, an der der ersten Wutungen der nationalsozialistischen Revolution ihr Leben ausschauten. Damals stand die Bewegung vor einer Situation, in der nur ganz gläubige und starke Herzen erwarten und hoffen konnten, daß wir sie noch einmal meistern würden. Auch damals haben wir als stärkste Kraft unseren Glauben eingelegt und haben es geschafft. Aus sieben Männern ist ein Volk entstanden, das heute mit seinen Waffen-taten die ganze Welt in Atem hält. Heute zittern die feindlichen Großmächte und Kontinente vor den Heldentaten unserer Soldaten und vor den Erfolgen des Feldhermannes unseres Führers. (Stürmischer Beifall unterbricht die letzten Worte des Ministers.)

Ich rede zur Stadt München, die eine der schönsten im deutschen Städtekreis ist, zu einer Zeit, die in allen großen Stunden unserer nationalen Geschichte auch diese hohe und heldenmütige Stimmung bewahrt hat. Es war diese Stadt, in der Bismarck nach seiner Entlassung einen triumphalen Empfang erlebte. Es war München, wo ein Reichspräsident Ebert sich nicht sehen lassen durfte, und es war München, von dem die nationalsozialistische Bewegung ausgegangen ist. Von dieser Stadt soll immer für das ganze Reich vornehmlich in den kritischen Stunden dieses Krieges der Ruf erschallen, den wir so oft Adolf Hitler entgegenrufen, wenn es hart auf hart geht: Führer befehle, wir folgen! (Langer, stürmischer Beifall dankt dem Minister für seine mitreißende Rede.)

Hauptredner: Hans Christian Meyer, Verlag u. Druck: W. Straube, Wuppertal-Eberfeld, Preßstraße 9.

Alle 2

Der. Das De-

Im Pro-

In Stal-

Im mi-

Ein Tages-

Die Gesch-

Wieder

Berlin, 18.

Die L

Harter zu-

alles. Er war

den folschen

„Zastla“ Af-

Manja war

Alle Werke der „Roten Barrifade“ gestürmt

Der Angriff im Abschnitt Noworossijst-Tuapse schreitet fort

18. Okt. Aus dem Führerhauptquartier, 18. Oktober. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Frontabschnitt Noworossijst-Tuapse schreitet der Angriff deutscher und verbündeter Truppen gegen die tiefgestaffelten Stellungen des Feindes weiter fort. Allein im Abschnitt einer Jägerdivision wurden gestern sechszig befestigte Kampfanlagen genommen. Bombenangriffe der Luftwaffe richteten sich gegen den Kolonnenverkehr der Sowjets auf den Gebirgs- und Küstenstraßen. Südlich des Tereks warf ein eigener Gegenangriff den Angriff auf unsere Stellungen befindlichen Feind unter hohen blutigen Verlusten über seine Ausgangsstellungen hinaus zurück.

In Stalingrad brachen die Angriffstruppen gegen den Widerstand, erzwangen sämtliche Werke der Geschützfabrik „Rote Barrifade“ und waren nach blutiger Abwehr heftiger Gegenangriffe den Feind aus dem anliegenden Städtchen. Schwere Angriffe starker Luftwaffenverbände unterstützten diesen Kampf und vernichteten auf dem Ufer der Wolga zahlreiche Geschütze. Die nordwestlich des Städtchens Spartakowsk eingeschlossenen bolschewistischen Kräfte wurden vernichtet.

Im mittleren und nördlichen Frontabschnitt außer erfolgreicher eigener Stoßtruppentätigkeit und Abwehr heftiger feindlicher Vorstöße keine Kampfhandlungen von Bedeutung. Kampfsliegerkräfte setzten trotz der ungünstigen Wetterlage die Befestigung der sowjetischen Transportbewegungen fort.

Bei Luftangriffen auf Flugplätze und sonstige militärische Anlagen der Insel Malta wurden neue Zerstörungen erzielt. In heftigen Luftkämpfen wurden 12 britische Flugzeuge abgeschossen.

Ein Tagesvorstoß der britischen Luftwaffe gegen den Südteil des besetzten französischen Gebietes verursachte Verluste unter der französischen Bevölkerung sowie geringe Sach- und Gebäudeschäden, vor allem in den Wohnvierteln der angrenzenden Orte. Ein Bomber wurde abgeschossen. Leichte deutsche Kampfsliegerkräfte belegten gestern Kriegswichtige Anlagen in Südfrankland im Tiefflug mit Bomben schweren Kalibers.

Die Geschützfabrik „Rote Barrifade“, die nun vollständig in der Hand der deutschen Truppen ist, bildet eine Arbeitsgemeinschaft mit dem weiter südlich gelegenen Städtchen „Roter Oktober“, wo die eingeschlossenen Bolschewisten ebenfalls eine starke Kräftegruppe eingesetzt haben, die dem deutschen Vordringen noch Widerstand leistet. Der Ausfall dieser beiden Rüstungs- und Montagebetriebe wiegt besonders schwer, da es den Bolschewisten in absehbarer Zeit nicht gelingen dürfte, die moderne Stabilmontage zu ersetzen, die wenigstens 13 Millionen und drei Elektroden besaß und mehr als 12.000 Arbeiter beschäftigte. Das Fertigungsprogramm umfaßt neben der Erzeugung von Panzerhaubitz, Geschützen aller Art und Einzelteilen für den Bau von Autos, Traktoren, Kampfzügen und Eisenbahnen vor allem auch die Herstellung von Artilleriemunition.

Wieder ein Vollwert Stalingrads

Berlin, 18. Oktober. Im Nordteil von Stalingrad brachte der 17. Oktober die Entscheidung in dem erbitterten Ringen um die zu einem starken Festungswert ausgebauten Geschützfabrik „Rote Barrifade“. Sie wurde nach harten Kämpfen erobert und ist nunmehr in deutscher Hand.

Nach Zerberberung des Panzerwerkes „Oberhain“ drangen die deutschen Truppen weiter nach Norden vor und vernichteten die weithin Spartakowsk eingeschlossenen Kräfte. Zu gleicher Zeit gingen nach dem beim Oberkommando der Wehrmacht vorliegenden Meldungen Infanterie-, Pionier- und Panzerverbände gegen die sich in den restlichen Werken der Geschützfabrik noch hartnäckig verteidigenden Bolschewisten vor.

Der Feind versuchte in mehreren verzweifelten Gegenstößen die deutschen Angriffsteile aufzuhalten. Doch brachen die vordringenden deutschen Soldaten zunächst in den Südturm und dann von Westen aus in das ausgedehnte Industriegebiet der Geschützfabrik ein. Die Granaten der Sturmgeschütze und das prasselnde Feuer der Flammwerfer zerrissen die Feuerlinie der Verteidigung. Verbliebenen schossen die Bolschewisten aus ihren in mehreren Reihen in die Erde eingebauten Panzerkampfwagen. Mit Flammwerfern und Handgranaten mußten sie im Nahkampf niedergebungen werden.

Schrittweise kämpften sich unsere Truppen durch den Feuerriegel der Verteidigung hindurch. Immer wieder brach der Feind zu neuen Gegenstößen vor. Doch seine Kraft war gebrochen. Das Feuer der deutschen Artillerie, der Sturmgeschütze und Nahkampfwagen hatten ihn zermürbt. Seine großen Verluste konnte er nicht mehr ersetzen. Die Verbindung zwischen den deutschen Angriffsteilen wurde nach mehrstündigem Ringen hergestellt. Im Laufe des Nachmittags führten dann die Infanteristen die restlichen Werke der Geschützfabrik. Damit war auch dieses Bollwerk aus der feindlichen Verteidigung herausgebrochen und das mehrere Quadratkilometer große Industriegebiet in deutscher Hand. Soweit man sehen konnte, nichts als qualmende Trümmerhaufen, eingestürzte Hallen, verbogene Eisen-

„Fürchtbare Verluste der Sowjetunion“

Eine englische Bilanz der bolschewistischen Kampfkraft

18. Okt. Berlin, 18. Oktober. Der militärische Mitarbeiter der Londoner „Times“ hat in einer langen Betrachtung eine Bilanz der sowjetischen Kampfkraft gezogen. Sie ist reichlich negativ ausgefallen. Er stellt fest, daß die Sowjets wertvolle landwirtschaftliche Gebiete, die für die Lebensmittelerzeugung von großem Wert seien, verloren haben. Außerdem hätten aber die Bolschewisten fürchtbare Verluste erlitten und ebenso fürchtbare Leiden durchgemacht. Die Sowjetunion könne infolgedessen nicht mehr so stark sein wie vor einem Jahr. Der militärische Berichterstatter rechnet jedenfalls nicht mehr mit der Möglichkeit einer sowjetischen Gegenoffensive.

Es hat einige Zeit gedauert, bis man sich zu dieser Erkenntnis durchzuringen vermochte. Die sowjetische Gegenoffensive hat in der feindlichen Agitation das ganze Jahr hindurch eine große Rolle gespielt. Auch die kleinste Kampfhandlung wurde als Gegenoffensive hingestellt, es wurden große militärische Siege der Bolschewisten tagelang angekündigt. Alles, was an bolschewistischen Anstrengungen zu verbuchen war, diente jedoch in Wirklichkeit dazu, Stalingrad zu entlasten und die verzweifelte Lage der Bolschewisten zu bessern. Die Sowjets haben bei diesen Unternehmungen an der gesamten Ostfront unerhörte Verluste erlitten. Diese Einbuße an Menschen und Material habe Stalin schließlich beanlagt, selbst in den

träger und herabhängende Laufstege. Dieses ungeheure Trümmerfeld zeugte von der hohen industriellen Bedeutung, die dieser Geschützfabrik in der bolschewistischen Rüstungsproduktion zukam. Starke Verbände deutscher Kampf- und Sturmtruppen-Flugzeuge griffen in die harten Kämpfe ein, die zur Eroberung der Geschützfabrik führten. Bomben schwerer Kalibers hatten den Boden zerrissen und auch die letzten Gebäudeteile und Werkhallen zum Einsturz gebracht. In den Schutthalben und Trümmerbergen konnten sich die Bolschewisten vor der vernichtenden Wirkung der deutschen Bomben nicht mehr retten.

Während des Kampfes um die Geschützfabrik bombardierten andere deutsche Kampftruppenverbände feindliche Geschützstellungen auf dem Oskuf der Wolga und auf der Wolga-Insel. Diese bolschewistischen Batterien sollten mit ihrem Kanonenfeuer die immer tiefer in das Industriegebiet eindringenden deutschen Truppen aufhalten. Doch unter dem Bombenhagel der deutschen Kampfslieger kam ihr Feuer nicht mehr zur Wirkung. Zahlreiche Artillerie- und Flakgeschütze wurden in diesem entscheidenden Kampf durch Volltreffer vernichtet. Auch bolschewistische Kampfslieger versuchten vergeblich in den Entscheidungskämpfen einzugreifen. Die den Luftraum beherrschenden deutschen Jäger schossen ohne Verluste hierbei 16 feindliche Flugzeuge ab.

Schlachten, wie die um Stalingrad, erfordern natürlich stärksten artilleristischen Einsatz, so daß es verständlich ist, wenn in vier Wochen die Batterien eines deutschen Armeekorps allein über 52.000 Granaten aller Kaliber verschossen. Die Feuerwand, die vor dem Infanterieangriff feindwärts rollte, zerbrach die starken Verteidigungswerke des Feindes und fing die Gegenstöße der Bolschewisten auf. Als die Verteidiger der Ruinenstadt ihrerseits den Artilleriekampf aufnahmen, brachten zwei Abteilungen schwerer Artillerie des gleichen Armeekorps ebenfalls innerhalb von vier Wochen mit rund 10.000 Schuß 144 feindliche Batterien zum Schweigen.

diplomatischen Kampf um die zweite Front einzugreifen und äußerst massiv zu werden. Wenn die „Times“ jetzt meint, daß von den Sowjets eine große Gegenoffensive nicht mehr zu erwarten sei, dann finden hier offenbar die Informationen ihren Niederschlag, die die Engländer in Moskau gesammelt haben. Warum die Sowjets zu großen Unternehmungen nicht mehr fähig sind, hat die „Times“ selbst unter Hinweis auf die fürchtbaren Verluste auseinander gesetzt. Die Sowjets haben sich heute weitgehend verabschiedet, sie leben jetzt nur noch, wie Billie in Washington erklärte, von der Hoffnung auf die zweite Front. Diese Hoffnung wird durch die englische und amerikanische Presse in steigendem Maße genährt. Diese Presse tut so, als seien die Reden Churchills und Roosevelts, die vor einigen Tagen gehalten wurden, das Signal für die unmittelbar bevorstehende Einleitung der von Stalin geforderten großen Entlastungsoperationen.

Neuter hat ein schlechtes Gewissen

Nur verflämte Wiedergabe der deutschen Veröffentlichung über die Mißhandlung der Kriegsgefangenen

Berlin, 17. Oktober. Die dokumentarischen Beweise über die Mißhandlung deutscher Gefangener durch die Briten werden von Neuter nur ganz kurz verzeichnet. Die britische Nachrichtenagentur wagt also nicht, die deutschen Veröffentlichungen

in einer längeren Fassung, geschweige denn im Wortlaut zu bringen. Die Neutermeldung lautet:

„Das deutsche Oberkommando hat dem Deutschen Nachrichtenbüro zufolge einen langen Bericht über die Festhaltung von Kriegsgefangenen veröffentlicht. In diesem Bericht erklärt man sich mit einem neuen Verhör der deutschen Soldaten einverstanden, die angeblich gebunden worden waren, doch sind darin auch weitere Anschuldigungen wegen Mißhandlung deutscher Kriegsgefangener in Dlepp, Serq und Arela enthalten. Es wird erklärt, daß im Falle von schlechter Behandlung deutscher Kriegsgefangener ohne Rücksicht auf ihre Nationalität behandelt werden würden und ohne Rücksicht darauf, wo die betreffende schlechte Behandlung stattgefunden habe.“

Diesem angstvollen Gestammel Reuters gegenüber zeigen die ersten Berichte aus den Ländern, die von der englisch-amerikanisch-sowjetischen Agitation unabhängig sind, wie stark dort die vom DNB veröffentlichten Dokumente beachtet werden.

Neuer Prozeß wegen des Bombenattentats auf von Papen

Das Verurteilungsgericht hat im Prozeß gegen die Beteiligten am Bombenattentat gegen Reichsminister von Papen das Urteil wegen eines Formfehlers aufgehoben und den Prozeß an die erste Instanz zurückgewiesen. Der neue Prozeß wird in Kürze stattfinden.

Neuer Roman:

Der Kerzelmacher von Sarah Sterzhan Roman von Alfons v. Czibulka

Alfons von Czibulka, der ostmärkische Dichter, malt das zauberische Wien der Maria-Theresia-Zeit mit anmutigen Farben. Der Holograf der k. und k. Hofbelletristikwerkstatt im Schatten des alten Stefans, des Stephansdomes, mischt sich mit den Parfümen der Hofgesellschaft. Aus dem Schatten der barocken Paläste und der verschönten Bürgerhäuser treten glänzende Kavaliers und lehrreiche Wiener Mädel, die den gepuderten Kommissen Konkurrenz machen. Ueber allen waltet der gute Geist der großen Mutter ihres Volkes, der Kaiserin, die gar zu gerne Heiraten einleitet. Ihr feines Planchen scheitert diesmal jedoch an der Klugheit der Kerzelmachertochter, die sich in den schlesischen Kriegen mit einem hohen Offizier des großen Preußenkönigs verlobt, um den Lieblingsleutnant Maria Theresias heimführen zu können. Ja, der Alte Fritz, dem ein Wiener Quartett in seinem böhmischen Feldquartier aufgeflogen ist, muß persönlich bemüht werden, damit die Ehe zwischen einem Sproß des österreichischen Hochadels und einer reizenden Wiener Bürgerstochter nicht gefährdet wird. Ob das freilich Weibselbst und Staatskunst gelingen wird, das ein schwerer Weinhandelssohn Herzube ist, und ob nicht doch uralte Konvention eine solche Mesalliance verhindern wird, das soll erst die Lektüre dieses breit und behaglich ausgespannten, doch auch bunten, abenteuerreichen Romans ans Licht bringen, der unseren Lesern und Leserinnen wegen seines Lokalkolorits und seiner menschlich warmen Schilderung der verschiedensten Charaktere ganz besonders gefallen wird. Er erscheint ab morgen im

General-Anzeiger der Stadt Wuppertal



Die Leute von der SASKIA

ROMAN VON WILHELM SCHEIDER

(Schluß.)

Harter zuckte lächelnd die Achseln: „Vielleicht alles. Er war auch bestimmt sehr misstrauisch. Da Morien ihm aber ausgezeichnete Dienste leistete und seine Arbeit völlig fair war, sah er großzügig über den schlechten Ruf des Mannes hinweg.“ — „Ich bin ja gleich zu Ende, Fräulein Tillmann. Sabei Yamada machte also als Exporteur große Eroberungen auf Java. Die Erfolge weckten die Empörung der Briten. Sie beschloßen zu handeln: Yamada mußte beiseitejagen werden. Sie wandten sich an Harby, den engsten Freund Moriens. Harby, der ihnen schon viele dunkle Dienste geleistet hatte, wurde von den Engländern verpflichtet, das Todesurteil zu vollziehen. Doch Harby war viel zu selig für eine solche Tat, deshalb zog er Jan de Boer heran. Jan de Boer ging schon wenige Tage später ans Werk. Am frühen Morgen drang er bei Yamada ein und schoß auf ihn. Er verfehlte sein Ziel. Yamada alarmierte die Behörde, er ersuchte aber darum, alles geheim zu halten. Er sei, so meinte er, davon überzeugt, daß der Mordschütze sein Attentat bald wiederholen würde. Um den Auftraggeber kennenzulernen, mußte man den Menschen bei früherer Tat ertappen. Doch dieser Anschlag blieb, wie sie selbst erlebten, nicht verborgen. Vor allen Dingen erfuhr auch Morien davon. Es traf ihn wie ein harter Schlag. Er wußte sofort, aus welcher Richtung der Wind wehte; er misstrauete seinem Freund Harby schon lange. Harby stemmte sich gegen seine Pläne — diese Absicht wußte er nicht werden. Er beobachtete Harby — und sah ihn in de Boers Gesellschaft. Nun wußte er alles. Trotzdem konnte er gegen die beiden noch nicht aktiv vorgehen — Harby und de Boer konnten ja die „Saskia“-Mädel gegen ihn auspielen. Deshalb mußte er sich mit einer vorläufigen Warnung begnügen. Es war der Brief, den Sie an sich brachten, Fräulein Tillmann. — Und nun wieder zu Sabei Yamada! Der Japaner glaubte, dem Attentäter eine besondere Chance geben zu müssen; deshalb arrangierte er das Fest. Es war ein gewisses Ziel — aber es gelang. Was sich im Park des Yamadaischen Hauses begab, ist Ihnen ja bekannt. Jan de Boer feuerte auf den Japaner — Frau Manja war das Opfer. Die beiden Attentäter,

Harby und Jan de Boer, sehen ihrer Bestrafung entgegen. Der englische Auftraggeber ist bloßgestellt; dadurch erhält Yamada weiter freie Hand in Niederländisch-Indien. Morien wird man nach Batavia ausliefern, weil er dem Verschwenden Jan de Boers Vorwand leistete. Das wäre alles.“ — „Und Vell?“ — „Vell“, wir hören nichts von ihm. Ich wollte ihn auffuchen, er ließ mich aber nicht vor.“

„Er ist unter seinem Schmerz zusammengebrochen. Er wohnt noch bei Yamada, doch das Konzentrat findet nicht statt — es ist abgesetzt.“ — „Nur noch eine Frage“, sagte Dori, „ich begreife nicht, warum Morien an jenem Mittag bei Yamada von der Jägerverpötung erzählte. Der Jäger, mit dem Manja nach Tokio gekommen war, sollte sich, wie er behauptete, um eine halbe Stunde verspätet haben. Diese Behauptung war doch völlig sinnlos. Er hatte es nicht nötig, eine Geschichte zu erfinden, die ihn erst recht belastete.“ — „Auch das kann ich Ihnen erklären“, antwortete Harter. „Morien fürchtete, daß sich der Verdacht auf ihn lenkte. Er hatte sich doch den Fuß verstaucht. Es lag ihm deshalb daran, sein Alibi noch zu verstärken, zu bekräftigen.“

Jürgen Sirt hat während der Unternehmung bisher geschwiegen. Man sah ihn nicht an, was in ihm voran; sein Antlitz blieb ernst und verschlossen. Nur manchmal blickte sein Blick zu Dori hinüber, und dann glitt ein heller Schimmer, ein weicher Glanz über seine Augen. Jetzt, da alles gesagt war, stellte auch er noch eine Frage. Es interessierte ihn, ob man auf die Diebstahlsaffäre, derentwegen Morien vor drei Jahren hier in Japan in Haft gewesen sei, zurückgreife. — „Ich glaube nicht“, antwortete Harter, „jedemfalls sind die Kräfte, diese kostbaren kleinen Kunstwerke, die damals dem Vater Sanktschu gestohlen wurden, bisher nirgendwo aufgetaucht. Trotzdem zweifle ich nicht daran, daß Felix Morien der Dieb war. Und Frau Manja hatte wohl darum gemußt — Morien verschwieß ihr bekanntlich nichts. Sie war lange Jahre in seiner Hand. Und als sie sich endlich von ihm freigemacht hatte, trieb es sie bald zu ihm zurück. Sie fühlte sich an ihn gebunden. Es lag in der Tiefe ihrer Seele, mein Junge. Was wissen wir von den Frauen?“

Wenige Tage später trat Jürgen die Heimreise an. Dori begleitete ihn an Bord des Dampfers, der im Hafen von Yokohama lag. Es war ihre Absicht, noch eine Woche in Japan zu bleiben. Sie wollte noch die Insel Kyushu besuchen und von dort aus mit irgendwelchen Seglern über die Philippinen nach Batavia und

Singapore reisen. Es „adventierte“ immer noch in ihr.

„Ich will mich langsam nach Deutschland zurückhängeln. Wer weiß, wann ich den Osten wieder sehe.“

Trotzdem möchte ich Ihnen raten, bald heimzukehren“, antwortete Jürgen, „wenn der Krieg Sie in Malaya ertwischt, genießen Sie den Osten allzu lange, und zwar hinter Stachelndraht.“

Es war ein festlicher Abschied.

Einer wußte um die Gefahren und das Gefühl des anderen, und doch trennten sie sich mit wenigen trockenen Worten.

„Kommen Sie auf nach Hause, Jürgen, und schreiben Sie mir nach Singapur.“

„Wird gemacht. Denken Sie, bitte, daran, was ich Ihnen sagte: nicht zu lange herumhummeln, es liegt ziemlich did in der Luft.“

Dori ließ sich trotzigem Zeit.

Sie fand die kleinen Segler, die sie haben wollte, und kam über allerlei Häfen des Malaischen Archipels nach Batavia. Erst Ende Juni war sie in Singapur. Dori stellte sie fest: Jürgen's Bedenken waren begründet, es lag wirklich „ziemlich did in der Luft“.

In Singapur fand sie auch einen Brief von Jürgen vor, es waren nur wenige Zeilen: sie solle sich beeilen. Er hätte Lust, einige Sommerwochen am Bodensee zu verbringen, in Schachen oder Ueberlingen. Er würde sie dann in Beersburg besuchen. Es jubelte in ihr. Sie nahm den nächsten großen Dampfer.

Ueber Hamburg lag ein schwüler Augustnachmittag. Jürgen sah allein in seinem Privatkontor, als die Telefonistin einen Anruf seiner Frau durchgab.

„Jürgen — kannst du heute nicht etwas früher kommen?“

„Nur Arbeit, Kind.“

„Ich möchte so gern mit dir Kaffee trinken. Es ist doch unsere erste Monatsfeier Woche. Und im Garten ist es so schön.“ — „Gut, ich reise mich los. In einer Stunde bin ich bei dir.“ — Er hatte noch eine kurze Besprechung mit seinem Bruder und mit Onkel Jens, dann setzte er sich in seinen Wagen. Der Himmel war dunkel und drohend, das Gewitter stand unmittelbar bevor.

Als er über den Jungfernstieg fuhr, wirbelte ihm eine Staubwolke entgegen. Auf der Terrasse des Alsterpavillons stützten die Gäste. Jürgen sah, wie die Kellner die Tischdecken bogen — und er sah ferner einen Mann in einem hellen Anzug, der immer noch an seinem Tisch saß und dessen volles helles Haar im Winde wehte. — Es war Edmund Vell.

Der Wagen stand. Jürgen sprang hinaus. „Hallo, Edmund!“

Edmund starrte einige Sekunden lang finstern

zu ihm hoch. Dann erhob er sich und ein freundliches Lächeln legte sich über sein breites Gesicht. „Ja“, sagte er, „ich bin hier. Eben erst angekommen. Ich wollte nicht draußen sein, wenn es losgeht.“ — „Nichtig von dir.“ — „Ich denke, man wird jeden Deutschen brauchen. Wie geht es dir, Jürgen? Du siehst gut aus.“

Die ersten beiden Tropfen fielen. Sie setzten sich in den Alsterpavillon.

„Ich bin von Genua heraufgekommen“, erzählte Edmund, „aber ich fuhr nicht gleich nach Hamburg durch. Von Zürich aus machte ich einen Abstecher.“ — „Wohin?“ — „Zum Bodensee.“ — „Hm.“ — Edmund schmunzelte: „Verstehst du die Sprache, was? Na, mein Lieber, seine Geheimnisse zwischen uns! Ich hatte eine verrückte Idee: die habe ich ja so bekanntlich immer.“ — „Was für eine Idee?“ — „Nicht so schwärzhaftig, wenn ich bitten darf!“ — „Ich verstehe.“

„Na also! Die Dori Tillmann hatte mir damals sehr gut gefallen. Und in meinem blöden Sinn bildete ich mir ein, die Sache zwischen euch wäre vielleicht nicht in Ordnung gegangen. So kann der Mensch sich irren. Herzlichen Glückwunsch, mein Junge! Leider kann ich nicht auch deiner jungen Frau die Hand drücken, das heißt, ich möchte nicht. Es wäre bitter. Christ! Sei der Mensch, hilfsreich und gut — oder heißt es nicht so? Jedenfalls paßt es auf mich. Uebrigens... ich fahre heute nacht nach Wien. Vielleicht gefällt es mir dort. Ich brauche musikalische Luft, eine neue Symphonie wird geboren... Die Kriegsgefahr? Sie wird vorübergehen. Oder auch nicht. Ich irre mich ja bekanntlich immer.“

Sie begannen über die gemeinsam erlebte Schulzeit zu plaudern; die alten Erinnerungen stiegen herauf und machten ihnen das Herz warm. Zwischenbürgen telefonierte Jürgen mit Dori. Am späten Abend brachte er den Freund an die Bahn. Erst gegen Mitternacht erreichte er sein Haus in Blankensee.

Nachdem er Dori die Begegnung mit Edmund Vell ausführlich geschildert hatte, traten sie zusammen auf die Terrasse hinaus, die hoch über dem Strom lag. Dicht nebeneinander stehend, lehnten sie sich über die Brüstung.

Es war schwül und dunkel. Drüben, jenseits der Elbe, stand ein schwarzes Gewitter. Hin und wieder zuckte ein Blitz, der mit seinem grellen Licht die vielen kleinen Häuser am Hang und den breiten Strom beleuchtete. Dumpf hallte der Donner. So standen sie lange und sahen in die Nacht, gen Westen. Sie sprachen kein Wort. Sie hatten aber die gleichen Gedanken der Liebe und der Sorge.

Das, was sie in Japan erlebt hatten, lag weit hinter ihnen wie ein Traum; eine neue Wirklichkeit zog heran, riesengroß, dunkel und drohend.

